

(Nachdruck verboten.)

45]

Die flucht.

Von R. Wagnowski.

Die Verwirrung, welche die Ankunft der Amerikaner in Dschurdschnj hervorgerufen, die Streitigkeiten, Gehässigkeiten und Intriguen der „höheren Kreise“, die bei der Teilung des Geldes entstanden, mit denen die Fremden nicht kargten, nahmen die Aufmerksamkeit der Stadtbewohner, ja selbst der umwohnenden Jakuten so ungeteilt in Anspruch, daß die Verbannten die Vorbereitungen zur Flucht fast öffentlich betreiben und ihre kühnen Pläne vor aller Augen ausführen konnten.

In dieser Zeit schmiedete Krassuski den Schraubstock und einen Teil des Ambosses zum Anker um, wobei ihm zwei jakutische Schmiede helfen mußten. Bis an die Hüften entblößt traten diese zwei Tage lang zwei Paar jakutische Blasebälge und unterhielten ein Feuer, wie noch nie ein ähnliches in Dschurdschnj gebrannt hatte. Sie schlangen den Hammer, troffen von Schweiß und tranken ungeheure Mengen Tee mit Milch. Das versöhnte sie mit der Wunderlichkeit des reichen „Ruttscha“ (Weißen), der — weiß Gott zu welchem Zweck — „ordentliches Eisen“ in ein „gehörntes Wundertier“ umschmiedete.

In dieser Zeit zogen Jan und Alexandroff die schweren, schon bearbeiteten Bootsteile an den Fluß und versteckten sie im Gebüsch, brachten die Nieten und Schrauben, die Boot- und Mastbesläge, die Kisten mit Pemmikan und Zwieback aus der Stadt.

Auf diese Weise hatten die Verbannten den größten Teil ihrer Aufgabe bewältigt.

Aber auch ihre Kräfte, ihre Kaltblütigkeit und Gelassenheit schwandan bei diesem aufreibenden Leben. Infolge der schweren Arbeit und des stetigen Wachens waren sie abgemagert und ganz sahl geworden. Bald von Furcht, bald von Hoffnung durchzittert, immer zwischen Verzweiflung und Zuversicht schwebend, bebten ihre Seelen und suchten bei dem leisesten Anlaß schmerzlich zusammen. Denn jetzt konnte ihre blutige Mühe, konnten ihre hoffnungsreichen, farbenprächtigen Träume an der geringsten Kleinigkeit zuschanden werden.

Es war also nicht zu verwundern, daß Krassuski wie versteinert stehen blieb, als er auf dem Wege zu den Genossen, bei denen er das Abendessen zu nehmen pflegte, plötzlich einen rubinroten Glanz in dem Fenster der Trodenstube gewahrte. Er öffnete die Tür und schlug sie sofort wieder zu. Wie in einem Ofen wirbelten Flammen und Rauch in dem Raume durcheinander.

„Es brennt!“ kam es aus seiner zusammengeschnürten Kehle, als er in die Zurte stürzte.

„Wo? Was?“

„Hier, bei Euch! In der Darre! Ist Wasser da?“

Es war nur wenig Wasser da. Hier, in diesem Eislande wird im Winter nie Wasser vorrätig gehalten. Die Einwohner schichten es neben dem Hause in Gestalt von Eisblöcken auf, von denen kleine Stücke für den jeweiligen Bedarf gehauen und in Kesseln am ewig brennenden Feuer geschmolzen werden.

Die Verbannten fanden nur sehr wenig Wasser in ihrem Eimer; Glitsberg und Pjetroff liefen sogleich mit Kübeln an die Eismöhlen, an denen das Vieh getränkt wurde. Aber es war eine halbe Werst bis dahin.

„Sandtücher her . . . Sandtücher! Gebt mir Sandtücher und ein Laken! Samuel, klettert aufs Dach und verstopft die Luftlöcher an den Rauchfängen der Darre von der Zurte aus mit Sandsäcken,“ sagte Krassuski mit erbleichenden Lippen. Sie wußten nicht, was er damit bezwecken wollte, aber sie kamen feinen Befehlen mechanisch nach.

Der Jüngling schüttete einen Teil des Wassers in eine Schüssel, in den anderen tauchte er die Leintücher. Dann wickelte er sich von Kopf bis zu Fuß darin ein, indem er vor allem den Kopf und die Arme sorgfältig bedeckte.

„Was wollen Sie tun?“ fragte Eugenie entsetzt.

„Ich will hinein. Ich habe gelesen, auf diese Weise ließe sich die größte Feuersbrunst erlöchen,“ stieß er mühsam hervor.

Sie folgten ihm alle, aber als er die Tür öffnete und sie den lichterloh brennenden Raum erblickten, ergriff ihn Niehorsti bei der Hand.

Der Jüngling riß sich los.

„Hinweg!“

Ehe sie ihm wehren konnten, war er über die Schwelle getreten und hatte die Tür hinter sich zugeschlagen.

„Was ist los?“ fragte Samuel, der vom Dache gestiegen war. Niehorsti zeigte schweigend nach der Tür, hinter der man das Klatschen des verspritzten Wassers hörte, das Schlangengezisch des Feuers, ein trocknes Krachen und Schnaufen, als würden dort wütende Bestien gereizt.

Die Minuten wurden den Starrenden zu Stunden.

„Genug! Rettet ihn! Mag alles zu Grunde gehen . . . der Preis ist zu hoch! Rettet ihn!“ stöhnte Eugenie, indem sie zu Boden glitt.

Woronin trat an die Tür, aber Arkanoff war ihm schon zugekommen. Die Angeln freischten, und in demselben Augenblick erlosch die Kerze, von dem heißen Luftstrom ausgeblasen, in Niehorstis Hand, kieniger, stiefiger Rauch schlug ihnen in dicken Wolken entgegen. An den Wänden und an der Decke blitzten rote Funken durch den Qualm, wie die Augen verendender Reptilien. Alles das dauerte nur einen Augenblick, dann loderte es am Schornsteine wieder blutrot empor, und ungeheure Flammenzungen, die von Rauchfäden durchzogen waren, bogen sich über den Kopf der dunklen Menschengestalt, die in ihrer Mitte stand, umzingelten dieselbe, umfaßten die Darre und streckten ihre scharfen Spitzen den Verbannten entgegen, die sich im Flur befanden. Instinktiv wichen die zurück. Krassuski warf sich zur Erde nieder, kroch bis an die Schwelle, hatte aber nicht mehr Kraft genug, sich weiterzuschleppen und schob nur die Fäuste vor, während das Feuer über ihm loderte und schon an den Türpfosten und den Dielen der Flurdecke leckte. Der Reis, der davon herabhing, schmolz und sickerte wie Regentropfen auf die Köpfe der regungslos erstarren Verbannten nieder. Da stürzte Arkanoff an die Tür und zog den Genossen aus dem brennenden Raum, während die Flammen über ihm selbst zusammenschlugen. Die anderen schlugen die Tür zur Darre zu, trugen den ohnmächtigen Krassuski ins Zimmer und versuchten ihn zu sich zu bringen. Schluchzend küßte Eugenie den Kopf ihres Mannes, dessen Haar ganz versengt war; aber dieser stieß sie düster blickend zurück.

„Reißt den Flur ein! Reißt den Flur ein! Wo ist die Art? Sonst geht alles in Flammen auf!“ rief Arkanoff wie außer sich.

„Ich glaube, das ist nicht mehr nötig! Es ist dunkel in der Darre!“ sagten Glitsberg und Pjetroff, die eben mit dem Wasser angelangt waren.

Samuel und Woronin sprangen hinaus, um sich Gewißheit zu verschaffen und konnten die gute Nachricht bestätigen. „Die Lehmede und die Schneeschicht von außen haben das Gebäude gerettet,“ bemerkte Niehorsti.

„Daß Ihr Euch nicht untersteht, die Luftlöcher zu öffnen. Im Gegenteil, Ihr müßt sie so fest wie möglich zumachen. Um ein Haar hättet Ihr mich getötet,“ sagte Krassuski, der schon wieder zu sich gekommen war.

„Noch einen Augenblick, und Du wärst erstickt!“ erklärte ihm Niehorsti.

„Sieh her,“ fügte er hinzu, indem er dem jungen Mann das schwarze Gemisch von Speichel und Blut zeigte, das dieser ausgespien hatte.

„Die Furcht war ganz überflüssig. Ich wollte schon von allein hinaus! Aber meine Finger sind verbrannt und ich werde morgen nicht arbeiten können — das ist schlimmer,“ brummte Krassuski und hustete wieder, als ginge seine Lunge in Fetzen.

17.

Wieder waren einige Tage vergangen. In dieser Zeit war es Glitsberg gelungen, ein höchst schwieriges Werk zu vollbringen: er hatte dem Kommandanten zwanzig Kilo Pulver und hundert Kilo Blei abgekauft.

„Ich habe lange gewartet, die Gelegenheit lange aufs Korn genommen, bis sie endlich schußreif war; heut hab' ich gehört, der Kommandant habe bei Kosloff gespielt und riesiges Pech gehabt. Ich zu ihm . . . und der Handel war abgeschlossen!“ erzählte er den Kameraden übergücklich.

„Und hat sich der Kommandant nicht gewundert, nicht gefragt, was Du mit der Menge anfangen willst?“ fragte Niehorsti.

„Ja. Aber ich habe ihm gesagt, es sei für . . . die Amerikaner!“

„Wieder für die Amerikaner! Ich hab' Euch doch gebeten, sie aus dem Spiel zu lassen! Was soll das nun wieder heißen!“ rief Samuel ärgerlich.

„Sei nur ruhig! Es ist das Letztemal. Du kannst ganz sicher sein, das wird sich nicht wiederholen. Es war die letzte Geschichte, zu der sie uns nötig waren. Sag' doch selbst, konnte Glitsberg eine bessere Ausflucht finden?“ besänftigte ihn Niehorsti.

„Uebrigens ist nichts zu fürchten dabei. Der Kommandant wird sich hüten, etwas von dem Handel verlauten zu lassen, und wir werden's auch niemandem sagen,“ verteidigte sich Glitsberg.

„Darum handelt sich's auch nicht; aber ein solcher Schritt trägt den Stempel eines häßlichen Schachers an sich. Wir mißbrauchen den Namen anderer ohne ihre Einwilligung, und kein Zweck heiligt dies Mittel,“ mischte sich Arkanoff ins Gespräch, indem er seinen mit Brandwunden bedeckten und deshalb mit Pfälstern beklebten Kopf von der Arbeit erhob.

Glitsberg sah ihn von der Seite an.

„Ewig wird kritisiert und über einen hergezogen. Sie hätten sich doch selbst damit befassen sollen.“

Arkanoff antwortete nicht, denn seine Augen waren den durchdringenden Blicken Krassuski's begegnet und die beiden Männer kämpften einen Augenblick einen stillen Kampf miteinander. Der Jüngling errötete zuerst und wandte den Kopf ab.

„Aus der Haut könnte man fahren. Und wenn man bedenkt, wer sich so etwas herausnimmt!“ brummte Glitsberg beleidigt.

„Opfere das alles auf dem Altar des teuren Amerika!“ belehrte Pjetroff den Freund sententiös. „Jetzt aber nimm das Messer und mach Dich an die Arbeit. Du bist an der Reihe.“

„Und wie geht's Ihrem Muzja, Herr Glitsberg?“ fragte Eugenie gut gelaunt.

Ach dieser Muzja. Er sitzt zu Hause und zählt die Tage. Er hat sich eingebildet, das halbe Geld schon gewonnen zu haben und verlangt, ich solle es ihm auszahlen. Aber das hab' ich ihm ausgeredet. Ich hab' ihm angekündigt, er würde nichts bekommen, wenn auch nur ein einziger Tag an der verabredeten Zeit fehlte, denn dann hätte er die Wette verloren. Da war der Kummer groß; und denkt Euch mal, was er mir am Abend eingebrockt hat. Auf dem Heimwege hör' ich schon von weitem ein wunderliches Gedröhne, als wenn eine große Trommel gerührt würde, oder Pferde in einem engen Raume herumtrampelten. Die Jakuten aus der Nachbarschaft sind aus den Jurten getreten, stehen vor ihren Türen und horchen. „Was ist los?“ frag' ich. „Das ist bei Ihnen!“ sagen sie. Wirklich, jetzt hör' ich's auch. Beunruhigt geh' ich weiter, und hinter mir drein läuft ein ganzer Haufe von Gassern; ich öffne die Tür und seh' Muzja, ganz rot im Gesicht, erhitzt, mit fliegendem Haar in der Mitte der Stube tanzen und eine Prottschaukel in den Armen halten. Um die Schaukel hing meine alte Bluse, die mit Lumpen ausgestopft und mit einem Gürtel umgürtet war wie eine Frau. Unten herum hing ein Bettuch, das aufgesteckt war wie ein Weiberrod. „Muzja, was soll das?“ rufe ich. Er hört mich gar nicht, springt und tanzt wie besessen umher. Endlich erblickt er mich, bleibt stehen und lacht. „Es ist so langweilig hier! Und ich muß auch etwas Bewegung haben!“ klagt er wie ein Kind. Er tat mir leid, der arme Kerl, aber ist's möglich, ihn herauszulassen?“

„Auf keinen Fall! In der Stadt hat man ihn schon vergessen. Er wird wieder anfangen, überall herumzulaufen und wird uns verraten. Laß ihn sich noch ein bißchen quälen,“ antworteten die anderen einmütig.

Krassuski, der nach Hause gehen wollte, berührte Niehorsti's Hand während der Erzählung und wies mit den Augen nach der Tür. Niehorsti nickte, gab vor, etwas aus der Werkstatt holen zu wollen und entfernte sich mit dem Freunde.

„Was ist wieder vorgefallen? Warum ängstigt Du mich? Du machst ein Gesicht, als wolltest Du jemand morden,“ fragte er heftig, als sie die Jurte ziemlich weit hinter sich gelassen hatten und Krassuski noch immer schwieg.

„Ich wollte erst nichts sagen, aber . . . die Verantwortlichkeit ist zu groß!“

„Was ist's denn? So rede doch! Spann' mich nicht auf die Folter.“

„Gernach, gernach! Antworte mir erst auf einige Fragen. Weißt Du nicht, wer vor dem Brande zuletzt in der Darre war?“

(Fortsetzung folgt.)

Die Ausstellung für Brauereiwesen.

Im Institut für Gärungsgewerbe in der Seestraße zu Berlin ist am Sonnabend die 10. Brauerei-Maschinen-Ausstellung in Verbindung mit der 11. deutschen Gerste- und Hopfen-Ausstellung eröffnet worden. Während die erörterte Ausstellung einen Ueberblick über alle zum modernen Brauereibetrieb gehörenden technischen Einrichtungen geben soll, ist der anderen Schaustellung die Aufgabe gestellt, ein möglichst vollständiges Bild der für den Bedarf der Brauereien in Betracht kommenden heimischen Gersten-, Brauweizen- und Hopfenerzeugung zu geben. In Verbindung mit dieser Ausstellung ist durch einen Preisbewerb den beteiligten Kreisen Gelegenheit geboten, sich einen vergleichenden Ueberblick über den Ernteausschlag und die Ertragsfähigkeit der verschiedenen Anbaugebiete zu schaffen. Auf der Galerie der Hauptausstellungshalle sind denn auch die ausgestellten Proben so geordnet und mit erklärenden Bemerkungen versehen, daß die Interessenten die verschiedenen Kulturbedingungen und Qualitätsanforderungen für geeignete Brauware besser kennen lernen können. Damit soll der deutsche Landwirt zu einer allgemeineren Pflege der Gersten-, Brauweizen- und Hopfenkultur angeregt, und der deutsche Brauer in erhöhtem Maße auf die Verwendung heimischer Brauware hingewiesen werden. Endlich ist noch durch die Einrichtung einer besonderen Abteilung mit Preisbewerb für Saatgerste dafür gesorgt, daß der Landmann, der überhaupt lernen will, hier Kenntnisse in bezug auf die Kulturbedingungen, auf die Hebung und die Veredlung des Braugerstebaus sammeln kann.

Es berührt bei der Gersten- und Hopfen-Ausstellung angenehm, daß hier nicht das alte Lied von der „Not der Landwirtschaft“ ertönt, sondern daß man auf dem Wege des Ansporns zum Wettbewerb die Verhältnisse zu bessern sucht, d. h. die Landwirtschaft ergiebiger zu machen. Zunächst ist es jedenfalls allgemein recht interessant, daß das so trockene Jahr 1904 eine geradezu ausgezeichnete Braugerstenernte geliefert hat. Die diesjährige Ernte hat z. B. nur 10 Proz. und weniger Wassergehalt, während die vorjährige zwischen 15 bis 17 Proz. aufwies. Der trockenste Sommer seit etwa 100 Jahren hat auch die edelste Braugerste des gleichen Zeitraums gedeihen lassen. Besonders gut ist der Gerstenbau in der Provinz Sachsen entwickelt, während — wie die Ausstellung beweist — auf dem Gebiete des Hopfenbaues nach wie vor Bayern an der Spitze marschiert. Daß der veranstaltete Wettbewerb in der Tat auch für die Landwirtschaft ein Mittel zur Steigerung der Leistungen ist, beweist wohl die Tatsache am besten, daß nicht weniger denn 10 000 Mark an Prämien verteilt werden konnten. Um diese Summe aber richtig würdigen zu können, muß bemerkt werden, daß der höchste Preis für Gerste nur 100 Mark und der für Hopfen 150 Mark ist.

Allgemeineres Interesse dürfte bei jedem Besucher der Ausstellung die Darstellung der Schädigungen der Hopfenpflanzen finden. Auf großen Kartons hat ein Landwirt vier Hopfenpflanzen ausgestellt, von denen die eine durch die Dürre des letzten Jahres verdorben ist, während die drei anderen durch Parasiten — Erdflöhe, schwarze Rüsseltaupe und rote Spinne — stark gelitten haben.

Ein Gang durch die Räume, in denen die für unser modernes Brauereiwesen bestimmten technischen Einrichtungen ihre Ausstellung gefunden haben, zeigt deutlich, daß auch auf diesem Gebiete rastlos an der Verbollkommnung aller Apparate gearbeitet wird. Die Tendenz, die tenere menschliche Arbeitskraft zu ersparen und auch bei den Hantierungen, wo die Maschine allein nicht ausreicht, die Tätigkeit nach Möglichkeit zu vereinfachen und zu erleichtern, läßt auch diese Ausstellung klar erkennen. Es ist natürlich ganz unmöglich, dieses hier in einem kurzen Ausstellungsbericht im einzelnen zu erläutern. Es soll im folgenden nur auf besonders beachtenswerte, technische Einrichtungen des Brauereiwesens, die auf der Ausstellung sogar zum Teil im Betriebe vorgeführt werden, kurz hingewiesen werden.

Belanntlich haben sich in unseren Küchen die emaillierten Kochgefäße im Laufe der Zeit außerordentlich gut eingeführt. Daß man die Annehmlichkeiten der Emaillierung auch im Brauereiwesen zu schätzen weiß, und daß man auch die technischen Schwierigkeiten der Emaillierung sehr großer Gefäße zu überwinden verstanden hat, zeigen zwei große Stahlgefäße von mehreren Metern Durchmesser und Höhe für Gärungszwecke, die tadellose Glasemallicierungen aufweisen.

Recht zahlreich sind die maschinellen Vorrichtungen zum Reinigen der Flaschen vertreten. Hierfür werden Maschinen für kleine Brauereien mit Hand- oder Fuhrantrieb und für große Unternehmen mit maschinellen Betrieb während der Arbeit vorgeführt. Daß aber auch im Brauereiwesen der Kleinbetrieb den großen Unternehmen nicht gleichwertig ist, kann man daraus folgern, daß z. B. für Großbetriebe Flaschenreinigungsmaschinen gebaut werden, die in jeder Stunde bis 1600 Flaschen innen und außen tadellos säubern. Daneben kann man Vorrichtungen bewundern, welche die gleiche Leistungsfähigkeit im Füllen der Flaschen entwickeln. Wie fortgeschritten die Technik auf dem Gebiete des automatischen Flaschen-

Reinigungs und Füllens ist, beweist die Tatsache, daß ein Mann zur Bedienung einer jeder dieser Maschinen durchaus genügt.

Da wir gerade von den Flaschen reden, so sei auch noch erwähnt, daß anscheinend der bekannte Patentverschluß noch eine kleine Verbesserung erfahren dürfte. Auf der Ausstellung sind nämlich kleine Scheiben aus einer imprägnierten Papiermasse zu sehen, welche die bekannten Gummiringe ersetzen sollen. Daß diese neuen Ringe durchaus dichte Verschlüsse erzielen lassen, haben wir selbst erprobt. Da nun die Gummiringe bei der Flaschenreinigung bisher trotz aller Verbesslungen der hierfür in Betracht kommenden Maschinen am schlechtesten fortkamen, so liegt es vielleicht im gesundheitlichen Interesse, die eben erwähnten Ringe in Zukunft für die Dichtung der Patentverschlüsse zu verwenden. Die neuen Ringe werden nach jedesmaligem Gebrauche einfach fortgeworfen; da sie nur den zehnten Teil der Gummiringe dichtungsringe kosten, so können sie diese trotz ihrer wiederholten Verwendungsmöglichkeit vielleicht bald verdrängen. Ein sicheres Urteil hierüber kann natürlich erst durch längere Erprobung im Großbetriebe gewonnen werden.

Wenn der Philosoph resigniert sagt: Nichts ist vollkommen in dieser Welt, so sieht das den Techniker nicht an, denn dieser antwortet: Jawohl — aber alles kann verbessert werden! Und diesem Verbesserungsdrauge hat nun sogar das altehrwürdige Faß seinen Tribut zollen müssen, also ein Gegenstand, von dem konjunktive Betrachtung sicher angenommen hat, daß es im Laufe der Jahrhunderte trotz aller Fehler zu höchster Vollkommenheit durchgebildet ist. Auf der Ausstellung kann man nun eine Verbesserung des Fasses sehen, die erst so recht die Fehler und Schwächen der jetzigen Bauart erkennen läßt. Bei den bisherigen Fässern ist der Boden im Innern abgeflacht, damit eine Dichtung erzielt wird. Dadurch wird aber das Bodenholz nur zum Teil in den Dauben gehalten. Die durch diese Bauart unvermeidlichen Fehler machen sich durch Sprünge in den Böden und durch Brechen der Dauben unangenehm bemerkbar. Das ist aber noch nicht das schlimmste. Die Sprünge im Boden sind gewöhnlich auch beim Abbleuchten nicht zu finden, so daß sich darin nur zu leicht Schimmel bilden kann, der dann zum Verderben des Bieres den Anstoß gibt. Die neue Faßkonstruktion ist so einfach, daß man fragen muß, wie bei so vielen Verbesserungen ganz alltäglicher Gebrauchsgegenstände man nicht schon lange auf diese praktische Bauart gekommen ist. Das Faß nach der neuen Bauart hat den Boden in ganzer Stärke in den Dauben eingemutet. Dadurch wird sehr große Festigkeit und Vermeidung der erwähnten Sprünge erreicht. Weil nun aber der Boden im Innern nicht mehr die bisher üblichen Abflachtungen zu den Dauben hin aufweisen muß, so ist auch die Fahreinigung wesentlich erleichtert. Auch die Zapfenlöcher der Fässer haben Verbesserungen erfahren, so daß das Einschlagen der Zapfen ohne Vorsichtsmaßregel und ohne Belästigung durch umberspritzendes Bier vor sich gehen kann. Zum Abbleuchten der Fässer im Innern kann man auf der Ausstellung sowohl praktische elektrische Speziallampen, wie auch solche für Acetylen sehen. Endlich wird die gründliche Reinigung der Fässer, soweit die Entfernung von Holzstücken usw. aus dem Innern durch das Spundloch in Frage kommt, jetzt auch etwas schneller bewirkt, da die Brauerei-Ausstellung eine eigenartige Länge als Neuheit bringt, mit der diese Arbeit bequem und sicher vollzogen werden kann.

Die Schaustellung ist sehr gut beschildert; es fällt nur auf, daß Transportwagen so wenig zu sehen sind und daß Motowagen für Brauereizwecke ganz fehlen. Da wir in Berlin mehrere Brauereien haben, die schon seit Jahren Motowagen für ihre Transportzwecke in Benutzung haben, so wäre es wünschenswert gewesen, wenn auf der Ausstellung auch die Fortschritte auf diesem Gebiete Berücksichtigung gefunden hätten; diese außerordentlich praktische Verwendung des Automobils hätte man durch reichhaltiges Beweismaterial demonstrieren sollen.

Die beiden Ausstellungen bieten demnach für die Interessenten recht viel Beachtenswertes. Wer die Veranstaltung besucht, der muß berücksichtigen, daß es sich um eine Fachausstellung handelt, welcher der Laie nur schwer größeres Interesse abgewinnen kann. Damit scheint übrigens die Ausstellungsleitung auch gerechnet zu haben, denn sonst ließe sich der verhältnismäßig hohe Eintrittspreis nicht recht erklären. —

R. Gerber.

Kleines feuilleton.

— Weiteres aus der juristischen Praxis. Der „Frankfurter Zig.“ wird geschrieben: Das königliche Amtsgericht in G. fragte bei dem Dorfbürgermeister in B. an, ob der Zimmermann Aloys Schmidt identisch sei mit dem Landmann Aloys Schmidt. Es traf darauf die Antwort ein:

„Identisch ist er nicht, aber verheiratet und hat drei Kinder.“ —

Der Amtsrichter bei demselben Amtsgericht erhielt von einer Witwe in N., deren Mann vor kurzem gestorben, einen Brief, der folgendermaßen anfing:

„Gehrier Herr Oberbormund! Da mein Mann gestorben und Sie nun der Vater meiner vier unmündigen Kinder sind“ usw. —

Bei dem zurzeit in Nassau stattfindenden Grundbuch-Anlegungsverfahren ist es üblich, die Ladungen der Ortseingewohnten zu den in den Dörfern stattfindenden Terminen dem Bürgermeister zugehen zu lassen mit dem Ersuchen, diese den Einwohnern zuzustellen und mit der Bitte, falls der eine oder der andere verstorben sein sollte, die Ladung einem der Erben auszuhandigen, bezw. letztere mündlich zu dem Termin zu bestellen. Aus einem Dorfe, dessen Bürgermeister

erkrankt war, gingen die nichtbestellbaren Ladungen mit folgendem Bericht ein:

„Den Lebenden habe ich zugestellt, den Toten zuzustellen würde zu weit führen, da ich nur Stellvertreter bin.“

Von dem Kreisaußschuß in G. wurde die Klage des K. auf Erteilung der Wirtschaftskonzession abgelehnt mit der Begründung, daß die Bedürfnisfrage zu verneinen sei. Sofort schrieb K. an einen bekannten Rechtsanwalt:

„Ich erlaube Sie, gegen diesen Bescheid mit allen Rechtsmitteln vorzugehen, denn ich verstehe nicht, wie man die Bedürfnisfrage verneinen kann, da ich doch in meinem Neubau drei Klosetts habe hergerichtet lassen.“ —

c. Der Ingwerrausch. Aus London wird berichtet: Der übermäßige Genuß von Ingwer wird von Ärzten für eine stets mehr und sich greifende Form der Trunksucht in England und Amerika erklärt. Da sein Alkoholgehalt etwa doppelt so groß ist wie der von Whisky oder Brandy, so kann man sich eine Vorstellung von seinen verderblichen Wirkungen machen. So wird von einem Fall berichtet, in dem ein Ingwer-Trinker seine tägliche Dosis von zehn Tropfen bis auf eine Pint (1/2 Liter) in einem Zeitraum von drei Jahren steigerte. Obwohl der Gebrauch in den Vereinigten Staaten mehr verbreitet ist als in England, so gibt es doch auch in London viele Apotheker und Drogeristen, die wöchentlich starke Mengen dieser scharfen Essenz konsumieren. Alle diese Leute wollen durch den Ingwer ihre müden Gehirne und schlaffen Nerven aufrichten; nur wenige Tropfen dieses mächtigen Mittels genügen, in dem „Ingwertrinker“ allmählich die Reizung wachsen zu lassen, immer größere Dosen zu nehmen, wobei der Ingwer als Linderung- und Beruhigungsmittel dienen soll. Es scheint, als ob sich Männer und Frauen gleichmäßig dem Ingwergenuß ergeben haben. Die Dyer sind schwer festzustellen, da Kinder oder Erwachsene in jeder Drogerie ohne jede Kontrolle Ingwer kaufen können. Es gehört schon ein sehr verfälschter Geschmack dazu, daß man große Dosen Ingwer-Essenz betragen kann, meinte ein Drogerist, aber das kann man natürlich von allen anderen derartigen Mitteln sagen. Sobald erst ein körperliches Bedürfnis für ein besonderes Reizmittel vorhanden ist, wird auf den Geschmack nicht mehr geachtet. Der unmittelbare Eindruck wird nicht berücksichtigt, man hofft nur auf die Wirkung. In dieser Beziehung ist der gewöhnliche Alkoholiker gesünder als der Morphini- oder Ingwertrinker. Er hat wenigstens einen physischen Genuß, den das Ingwertrinken ihm nicht einmal gewährt.“ Dabei wird durchaus nicht das erreicht, was erreicht werden soll. Wenn auch zwar zuerst eine Erleichterung durch Ingwer eintritt, so wird doch allmählich der Magen gänzlich verdorben und die Nerven werden nicht im geringsten mehr dadurch beruhigt. —

Musik.

Wäre das Central-Theater das Lessing-Theater, so würden wir dort am vergangenen Sonnabend wahrscheinlich einen gruseligen Theaterskandal erlebt haben. Es gab eine „neue“ Operette: „Schmuggler-Susi“, komponiert von Viktor Albert (die Textverbrecher wollen wir schon gleich gar nicht nennen). Nun geht man in eine solche Aufführung bereits mit dem Bewußtsein, daß man damit vielleicht die äußersten Grenzen betritt, bis zu denen sich ein Kunstverrat nötigenfalls noch erstrecken kann. Man denkt an die Abhängigkeit eines solchen Privattheaters von seinem Publikum. Und was für ein, in der Ouvertüre hineinischwägendes, jeden Wuchstalentwiz mit Gelasse oder mit Au begrüßendes, Publikum ist das dortige! Wenn dann schon ein solches Publikum ein ihm angepaßtes Stück ablehnt, so kann man sich denken, was daran ist. Als nach dem zweiten Akt ein freundlicher Beifall war, mochte man noch hoffen, daß die Theaterarmee ihre Mühe nicht vergeblich aufgeboden habe. Als jedoch nach dem letzten Akte der Vorhang unter Verstärkung des Zischens gerade noch einmal aufging, da mußte man die mitgehenden Mitgefängenen lebhaft bedauern.

Zu erzählen ist auch nichts rechtes. Eine Schmugglerbande foppt den Oberzolinspektor, indem sie sich für ein Bauerntheater ausgibt. Sie soll auf seinem Schlosse vor dem inspizierenden Minister spielen. Ein lebensbrüchiger Schauspieler verkleidet sich als Minister, wodurch der wirkliche Minister in Schwülkheiten gerät. Die Bande brennt schließlich durch, und ein veritabler Esel fesselt zweimal das allgemeine Interesse. Dadurch unterscheidet er sich namentlich von der Musik. Ein oder der andere Chor ist alles, was an dieser wenigstens eine Spur von Aufmerksamkeit erregen kann.

Daß unter solchen Umständen die Darstellenden zum Teil wenigstens schauspielerisch Gutes boten, verdient um so mehr Achtung. Manchem von ihnen wünschen wir, was wir neulich Fräulein M. Hagen gesagt und gewünscht haben: aus dieser Sphäre herausgezogen zu werden und eine aufsteigende Entwidlung geistlich fortzusetzen. So verdienen nach dem neulich geleisteten Gusti Förster und Marie Haster, Oskar Braun und Edmund Löwe eine solche Förderung; von Mia Werber gar nicht erst zu sprechen.

Nach all dem lehren wir um so lieber zu dem sympathischen „Theater des Westens“ zurück. Dort ist als ein enorm teurer Freund des Publikums der neubekannteste Tenor Enrico Caruso zum Gastspiel eingezogen. Nach dem, was wir angehört haben, entspricht der Ruhm der Tat. Vor allem erfreut der Verzicht auf ein Vorbräuen: man muß selber etwas

von Hingebung haben, um diese bei dem Künstler zu würdigen. Im Forto nimmt die Stimme allerdings einen Klang an, der den an italienische Tenore Gewöhnten mehr befriedigen mag als Andere. Wie aber, wenn man mit jeder ebenso hohen Leistung in anderen Berufen ebenso viel, mit halb so hohen halb so viel Lärm schlägt? Auszuhalten würd' es auf der Erde dann gewiß nicht mehr sein. — sz.

Völkerverkunde.

10. Die Rechenkunst der Eskimos. Der Wortschatz der Eskimosprachen ist, was die Dinge der Außenwelt anbetrifft, ziemlich reich. Man hat mehr als einen Namen für die Verschiedenheit eines Tieres nach Gestalt, Geschlecht und Alter, das Fischen jeder Fischart, für alle erdenklichen Erscheinungsformen von Eis und Schnee. Nur spärlich sind dagegen die Ausdrücke für bloße Begriffe und Vorstellungen vertreten, und ganz besonders arm ist der Vorrat für Zahlen. Namen für Zahlen über 10 hinaus scheinen dem Eskimo vollständig zu fehlen. Für gewöhnlich zählt er nur von 1 bis 5 oder 10. Aber schon bei dieser einfachsten Addition nennt er meist nicht die Zahlen, sondern gebraucht Finger und Hände. Bis fünf hebt er die eine Hand, bei zehn beide Hände in die Höhe; bei drei streckt er Daumen, Zeige- und Mittelfinger der einen, bei sechs beider Hände aus. Bei Zahlen von 10 bis 20 gebraucht er bereits fremde Hülsen, er ruft den Nachbar herbei, um mit dessen Händen die Zahl zu vollenden. Tritt je einmal an den Eskimo die Not heran, sich in der „höheren Mathematik“ verständigen zu müssen, so ist guter Rat teuer. Er greift dann in seiner Verlegenheit zu den sonderbarsten Mitteln. Ein sehr ergötzliches Beispiel solch schwieriger Rechnerei erzählte einmal ein englischer Offizier, der an einer Polar-Expedition des Kapitän Pares teilgenommen hatte. Der Offizier besaß sich an der Repulsebat mit einem Eingeborenen allein im Gespräch, als ihm dieser die verhältnismäßig so einfache, aber für ihn ungewöhnliche Zahl dreißig begrifflich machen wollte. Zu diesem Zweck hielt der Eskimo zunächst beide Hände empor, wachte aber nicht, was weiter machen, und blickte lange ratlos umher. Endlich kam ihm die glückliche Idee, um zehn mehr zu bekommen, die Hände des Offiziers zu ergreifen. Jetzt waren es aber erst zwanzig. Woher die übrigen zehn bekommen? Die Schwierigkeit schien unüberwindlich. Wiederum indessen kam dem Eskimo ein rettender Gedanke. Er hielt zuerst einen seiner Füße empor, aber so wurden es erst fünf und zwanzig. Um die Zahl zu vollenden, gab sich der Mann nur alle erdenkliche Mühe, auch den anderen Fuß gleichzeitig in die Höhe zu heben, und seine Anstrengungen waren überaus possierlich. Aber das große Werk gelang nicht. Nach ungläublichen Mühen kam endlich die Zahl dreißig durch die vier Hände und je ein Bein der beiden Personen zu stande. So waren, um der bösen Zehn Ausdruck zu geben, Anstrengungen notwendig geworden, wie sie in so hohem Grade kaum das schwierigste Reckturnen erfordert. —

Aus dem Tierleben.

11. Die Tierfelle in Angora. Es ist eine merkwürdige und schwer erklärliche Eigentümlichkeit gewisser Säugetiere aus der kleinasiatischen Landschaft Angora, ein Fell von auffallend langen Haaren zu tragen. Nicht nur die Angoraziegen, sondern auch die Angorafellen haben dadurch Berühmtheit erlangt, und manche rechte Skatentante schämt sich erst dann ganz glücklich, wenn sie ein Tier von dort her ihr eigen nennt. Aber auch für die naturwissenschaftliche Betrachtung hat die Eigenart der Angorafelle ein besonderes Interesse, namentlich mit Rücksicht auf die Erkenntnis der Züchtung und Vererbung. Man hat nämlich außer den genannten Säugetieren auch noch andere durch künstliche Beeinflussung mit einem solchen Haarleid ausgestattet, beispielsweise Meer-schweinchen, Kaninchen und sogar Pferde. Ein Naturforscher der Harvard-Universität hat die Erscheinungen in dieser Hinsicht gründlich studiert und ist zu beachtenswerten Schlüssen gelangt. Bei den Versuchen mit Meer-schweinchen stellte sich zunächst heraus, daß ein geflecktes Fell irgendwelcher Art sich leichter vererbt als ein ungeslecktes. Wenn man ein geflecktes Meer-schweinchen von reiner Zucht mit einem Albino paart, so ist das Junge stets gefleckt. Diese Tatsache ist freilich allbekannt, denn durch ihre listige Vererbung begründete wahrscheinlich bereits der junge Jakob bei seinem Schwiegervater Laban seinen Reichtum an Vieh. Außerdem pflanzte sich die rauhe Beschaffenheit des Fells, wie sie sich bei den Meer-schweinchen von Abyssinien und Peru findet, leichter fort als die normale glatte. Bei der Vererbung des eigentlichen Angorafelles sind die Verhältnisse schwieriger, wie durch Züchtungsversuche sowohl beim Meer-schweinchen wie beim Kaninchen ermittelt wurde. Im ganzen werden folgende Ergebnisse angeführt: zwei langhaarige Tiere erzeugen immer langhaarige Junge, gleichviel wie ihre Voreltern beschaffen gewesen sind. Ein kurzhaariges Tier von reiner Abkunft erzeugt mit einem langhaarigen nur kurzhaarige Junge. Ein kurzhaariges Tier, dessen Vater oder Mutter langhaarig gewesen, bringt mit einem langhaarigen Tier teils kurz-, teils langhaarige Junge zur Welt, und zwar in annähernd gleicher Zahl von jeder Sorte. Im allgemeinen pflanzt sich also das kurzhaarige Fell leichter fort als das Angorafell.

Der Naturforscher kommt dann noch auf die sogenannten Wunderpferde von Oregon zu sprechen, die eine vier Meter lange Mähne und einen ebenso langen Schwanz besitzen, jetzt allerdings bis auf ein Exemplar ausgestorben zu sein scheinen. Der Sachverständige

meint, daß der Pächter, wenn er die Vererbungsgefeße besser gekannt hätte, diese Merkwürdigkeit noch weiter hätte erhalten können. Ein ungewöhnlich langes Haarleid ist bei den Säugetieren eine Eigenschaft, die vermutlich überhaupt allmählich verschwinden würde, wenn der Mensch nicht etwas für ihre Erhaltung täte. Darwin schrieb die Entstehung der langhaarigen Felle bei den Ziegen, den Schäferhunden und den Katzen von Angora dem unmittelbaren Einfluß des Klimas zu und stützte diese Ansicht auf die Angabe, daß die Schafe aus dieser Gegend ihr besonders schönes lockiges Wollkleid verlieren, wenn sie aus ihrer Heimat in eine andere Landschaft versetzt werden. Die Meinung Darwins ist trotzdem kaum zutreffend, vielmehr liegt der Verlust des Angorafelles bei einer Ueberführung der Tiere in ein anderes Land nur daran, daß sie dadurch Gelegenheit erhalten, sich mit anderen kurzhaarigen Verwandten zu kreuzen, wobei die Nachkommen dann ihres Angorafelles verlustig gehen, ohne daß das Klima dabei mitspricht. —

Humoristisches.

— Höhenkunst. „Endlich auf dem Gipfel meiner Kunst! Endlich ein Gedicht gemacht, das ich selbst nicht verstehe!“ —

— Der Bod. Die „Bamberger Neuesten Nachrichten“ brachten in ihrer Nr. 216 folgendes Inserat:

„Ziegenzucht. Vom Ziegenzuchtverein steht bei mir der Bod zum Sprunge; nur für Mitglieder des obengenannten Vereins. Joh. Munkler, oberer Kaulberg 12.“

Hierauf erfolgte in Nr. 218 des „Bamberger Tageblattes“ folgende Gegenerklärung:

„Ziegenzuchtverein Bamberg e. V. Das in der Nr. 216 der „Neuesten Nachrichten“ erschienene Inserat, betr.: Die Bodhaltung des obengenannten Vereins, beruht auf gemeiner Völsartigkeit und wird der Einsender öffentlich als hundsgeheimer, niederträchtiger Lump bezeichnet. Die Vorstandschafft.“

— Praktisch. Zwei Sachsen begegnen einander in der Partnachklamm: „Herrje! Seien Sie nich gar der Miller? Seien wir nich zusammen in Grimme auf der Schule gewäßen?“

„I nu freilich bin ich's, und Du bist doch der Garle Lehmann!“

„Aber was mich das freit, nu sage bloß, wo gonnist denn Du hierher?“

„Nu, ich bin uff der Hochzeitkreese und mache so e bisl hier in den Bärchen rum.“

„Uff der Hochzeitkreese? Ree, was mich das freit! Da gann ich wohl auch das Bergniegen ham, Deine geehrte Frau Gemahlin gemmen zu lern?“

„Nu, das heeßt, was meine Frau is, die is zu Hause gebliehm, vor zweie Wörch Dir's nämlich zu deier gewäßen.“ — („Jugend.“)

Notizen.

— Das Deutsche Theater wird Björnsons neues Schauspiel „Dagland“ am 29. Oktober herausbringen. —

— Um „Traumulus“ rausen sich jetzt nicht weniger als drei Theateragenturen. —

— Das Flämische Theater in Brüssel hat mit „Rina“, einem realistischen Drama in 4 Akten von Lodewijk Scheltjens einen großen Erfolg erungen. Das Ding ist ein Schauerdrama. Der Verfasser soll sich studienhalber zwei Jahre in einer Irrenkolonie aufgehalten haben. —

— Pflanzenwuchs auf elektrischen Drähten wurde, nach der „Kölnischen Zeitung“, kürzlich in der Nähe der bei Rio de Janeiro gelegenen Stadt Petropolis wahrgenommen. Eins der häufigsten dort einheimischen Gewächse ist die Schmaroxyerpflanze Tillandsia aus der Familie der Bromeliaceen, zu der übrigens auch die Ananas gehört. Die Tillandsia hat recht kleine Samen, die mit einem Bündel sehr leichter, langer Haare versehen sind und vom Wind auf weite Strecken fortgetragen werden. Sie gerieten früher häufig auf Baumäste, und jetzt auch auf die Drähte der elektrischen Beleuchtung. Hier, wo des Nachts immer etwas Feuchtigkeit niederschlägt, haben die Samen dann unter der Wirkung der starken Sonnenstrahlen rasch gekeimt; reichlicher Tau lieferte die nötige Feuchtigkeit zum weiteren Wachstum. So sprockten die Pflanzen mit ungläublicher Geschwindigkeit auf und schmückten die elektrischen Drähte bald mit ihren zierlichen Ranken und ihren weißen und roten Blütenbüscheln. In manchen Stellen, namentlich unter dem Schutze von Bäumen, bildeten die Tillandsien förmliche Gewinde von lebendem Grün und boten mit den eingestreuten farbigen Blumen einen wirklich entzückenden Anblick dar. —

— Aus Nürnberg wird gemeldet: Am Donnerstag besichtigten Mitglieder des Gemeindefollegiums und Sachverständige den Deumentenhof, einen im altfränkischen Baustil gehaltenen und für diese Bauart charakteristischen Bauernhof. Die eingeladenen Künstler sprachen sich (entgegen dem Beschluß des Magistrats, der den Hof abbrechen wollte) einstimmig in entschiedenster Weise für seine Erhaltung aus. Für die Restaurierung des alten Bauernhofes werden etwa 8000 M. erforderlich sein. —